



© 2024 tOmi Scheiderbauer

www.omiotu.com

Coverdesign, Satz & Layout, sämtliche Bilder im Innenteil:

tOmi Scheiderbauer

Fotografie Cover: Angela Lamprecht

Herausgeber: tOmi Scheiderbauer

VA BENEŠ RADICAL BOOKS



Druck und Distribution im Auftrag des Autors:

tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich.

Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig.

Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter:

Belruptstraße 25, 6900 Bregenz, Austria.

*Wer das Leben fragte 1000 Jahre lang: »Warum lebst du?« –
könnte es antworten, es spräche nichts anderes als:
»Ich lebe darum, dass ich lebe«.
Das kommt daher, weil das Leben aus seinem eigenen Grund
lebt und aus seinem eigenen quillt; darum lebt es ohne
Warum eben darin, dass es (für) sich selbst lebt.*

Meister Eckhart

*Man sollte sich immer mit dem Universum selbst identifizieren.
Alles, was weniger als das Universum ist, ist Leiden unterworfen.*

Simone Weil

*Freude ist nicht die Ekstase, das Feuer des Augenblicks,
sondern die Glut, die dem Sein innewohnt.*

Erich Fromm

*Ich möchte euch nur darauf hinweisen,
dass es nicht darauf ankommt,
viel zu denken, sondern viel zu lieben.
Darum tut das, was am meisten
Liebe in euch erweckt.*

Teresa von Avila

Gar nicht krank ist auch nicht gesund.

Karl Valentin

Vorworte	9
Eins	12
Und	17
Zwei	25
Ton	33
Dong	44
So	50
Tod	56
Mut	64
Ja	71
Vier	83
Idee	94
Gunst	102
Aha	114
Blitz	121
Wund	130
Waage	140
Licht	149
Jetzt	159
Kuss	170
Warm	180
Heiß	192
Da	203
Blut	214
Null	228
Zehn	236

Vorworte

Es tat nicht weh. Es tat aber auch nicht nicht weh. Wenn es weder Schmerz noch seine Umkehrung war, was war es dann? Es fühlte sich widrig an, wie eine innere Reiberei, als flöÙe etwas wider den Fluss des Blutes. Noch hatte ich keine Ahnung was mir bevor stehen sollte, das heißt eigentlich wollte ich gar nichts ahnen, ich wollte an den Strand. Als wäre es gestern gewesen, erinnere ich vor allem die klarsten Momente, die manchmal zugleich die dunkelsten waren. Aber auch – als die Diagnose endlich klar und ich zu meiner großen Überraschung viel eher froh gestimmt, denn trübsinnig war – dass ich dem Leben versprach, ein Buch darüber zu schreiben, sollte ich es denn überleben. Jetzt liegt es in deiner Hand.

Worte sind Symbole von Symbolen. Sie sind zweifach von der Wirklichkeit entfernt. Die Wahrnehmung folgt dem Urteil. Aber wenn du nicht auf das schaust, was gar nicht da ist, bist du in Frieden.

Und wenn ich im Folgenden viel von meinem Weg erzähle, dann nur deshalb, weil ich meine Freude mit dir teilen, und unsere Trennung, die eigentlich auch nicht da ist, weg erzählen möchte. Ich will mich das getrauen, weil ich im noch jungen Sommer 2019, aus scheinbar heiterem Himmel, plötzlich Besuch von einem Tumor erhielt, der mir zuflüsterte, ich könne viel von ihm lernen.

Befund: Multiples Myelom und Amyloidose AL.

Das war keine schlechte Nachricht. Nicht, weil ich keine Ahnung hatte, was diese Begriffe eigentlich zu bedeuten hatten – dazu empfand ich zu klar, dass ich mitten in etwas sehr Ernstem steckte – aber es fühlte sich einfach nicht als *Wie Bitte?*, viel mehr als ein *Okay, Danke* an.

Dass ich mich darauf einließ, wie man sich auf keine schlechte Nachricht eben einlässt, nämlich wie von selbst, neugierig und hingebungsvoll, erstaunt mich auch heute noch sehr.

Doch das berührt vielleicht genau den springenden Punkt, der das Ganze in einen gelassenen Gang brachte. Wahrscheinlich hatten einige merkwürdige Begebenheiten oder einfache Tatsachen im Laufe meines Weges dafür gesorgt, dass ich die Augen staunend offen behalten konnte, anstatt sie angstvoll zusammenzukneifen.

Warum sollte eine solche Herausforderung nicht staunenswert sein?

Die folgenden kleinen Aufsätze sind somit zeitgeflochtene Jetzigkeiten, Gereiftes kommt mit Frischem, Damaliges mit Gestrigem, und Erlebtes mit Imaginiertem zusammen. Ich versuche dabei zu verstehen, wie es möglich war, dass es war, wie es war: Eine wertvolle Erfahrung, die viel mehr von Neugier und Vertrauen, denn von Urteil und Angst geprägt war. Und ich hoffe, es gelingt zwischen den Zeilen eine Gegenwart herzustellen, die uns eine Gelassenheit gönnt, die nicht davon abhängt, was uns zufällt, sondern wie wir es aufnehmen.

Dabei – es weht ja schon seit dem ersten Wort durch die Hohlräume der Buchstaben – komme ich um einen gewissen Pathos nicht umhin. Aber das soll mich im Sinne der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes auch nicht kümmern, versuche ich dir doch von einer feierlichen Ergriffenheit zu erzählen, die vom Leiden nicht getrennt ist. Wer kümmert sich, wenn er feiert? Wer beklagt sich, wenn er weiß, dass das Geschenk von Herzen kommt, auch wenn er sich etwas anderes wünschte.

Tumor und Humor, das können wir im Folgenden hoffentlich immer wieder erkennen, wohnen nicht nur klanglich Tür an Tür. Und obschon es sich hier um eine Art Autobiografie handelt, weil ich aus meinem Erlebten schöpfe, aber auch aus der Gegenwart fische, um die eine oder andere Erinnerungslücke zu schließen oder ein Fantasiefenster aufzu stoßen, spielt Chronologie dabei keine große, das *Jetzt* hingegen sämtliche Rollen.

Eins

Die Eizelle, das Ovum der Frau, ist mit 0,2 Millimeter Durchmesser die größte menschliche Zelle überhaupt. Die Samenzelle des Mannes hingegen ist eine der allerkleinsten Zellen in der menschlichen Biologie. Sie ist nur etwa 60 Mikrometer, also 0,06 Millimeter lang. Dafür landen aber sehr viele von ihnen auf dem Weg zu einem Kind, nämlich rund 300 Millionen, nach dem Samenerguss in der Frau.

Ein süßer Duftstoff, der dem des Maiglöckchens verblüffend ähnlich ist, sorgt dafür, dass wenige Samen, etwa 300 nur, die Richtung auf dem hürdenreichen, nur 15 cm langen Weg, zum in sich ruhenden Ei finden.

Im allerbesten Fall gelingt es dann immer nur einem einzigen Spermium in das Ovum einzudringen und es zu befruchten. 15 cm scheint naheliegend, aber umgerechnet auf einen 180 cm großen Mann, müsste dieser 4,5 Kilometer schwimmen, um anzukommen.

Ich fragte mich, ob in Alberto Giacomettis Skulpturenwerk, auch deshalb alle männlichen Figuren durch den Raum schreiten, während alle weiblichen in ihm nur herumstehen.

Als ich damals in Basel Video- und Audiokunst zu studieren anfang, begann ich auch mystische Literatur zu lesen. Querbeet. Wie kam ich eigentlich darauf? Mir gefiel, dass Mystik, im Gegensatz zur Philosophie, in ihrer Wahrheits- oder Weisheitsliebe nicht im Denkraum bleibt. Weil sie erkannt hat, dass das Denken die Probleme, die es erschaffen hat, nicht lösen kann, geht sie über diesen Raum weit hinaus. Hinein. Deshalb, um das Unsagbare sagen zu können, drückt sie sich oft wort- und bildspiele-
risch als eine Art »Philopoesie« aus – als die Liebe zur Erschaffung und zur Erkenntnis, in einem weiteren, denn nur Denk- und Wortsinne. So begann ich gleichzeitig, um das darüber Hinausgehen vernunftgemäß auch zu üben, regelmäßig zu meditieren.

Von beidem fühlte ich mich sehr angezogen... vom einfach so still dasitzen und in mich hineinatmen, sowie vom sagenhaft lyrische und paradoxe Texte lesen. Texte, die mich in ihrer befremdlichen Vertrautheit schnell in ihren Bann zogen, berührten sie doch alle die Frage, die mich am meisten Wunder nahm – die Frage nach der Essenz des Seins.

Was ist das, Sein? Gibt es ein Sein oder viele Seine?

Bewusstsein! Warum kam das aller erstaunlichste des Lebendigen – die Voraussetzung, dass ich überhaupt diese Frage erst stellen und Bücher erst lesen konnte – in den Büchern, die ich bisher las, mit fast keinem Wort vor? Wie konnte jemand allen vernünftigen Ernstes annehmen, Bewusstsein sei nichts Essenzielles? Spätestens als ich vom berühmten Theorie-Affen las, der in der verquerten Logik des evolutiven Zufalls irgendwann das Los zieht und wie Shakespeare zu schreiben beginnt, kam es mir nur noch peinlich vor, und ich begann, neugierig, hungrig auf – zumindest philopoetische – Antworten, ebendiese Schriften zu lesen.

Eine ganz frühe Schrift – relativ früh in der Menschheitsgeschichte, sehr früh in meiner persönlichen – war das Tibetische Totenbuch. Oder war es ein anderes? Das Ägyptische? Ich kann es nicht mehr mit Sicherheit sagen.*

Jedenfalls las ich eine Art Reiseführer für Sterbende, und darin auch vom Da-zwischen-Sein im Zwischenreich, zwischen dem Tod sein und dem Dasein – dem Wiedergeboren werden.

Und da gab es diese Szene, die mich als bloße Vorstellung fasziniert, seit ich sie das erste Mal durchspielte: Die Szene, in der wir uns, die wir ein Gefühlsmeer von sich liebenden Paaren überblicken – als, im unendlichen Seelensee schwebende, spontan entscheiden, in welches Paar wir eintauchen möchten, um via dieses wieder auf die physische Welt zu kommen.

Laut dieser mystischen Überlieferung haben wir uns unsere Eltern ausgesucht! Die alte Ausrede, dass wir dafür nichts können, genau so wenig, ob wir in Kinshasa oder Schoppernau auf die Welt kommen, galt von einem Satz auf den anderen nicht mehr. Zumindest hatte ich fortan eine Erklärungsalternative.

Das Sein, also »Ich«, entschied aus dem Seelensee, via genau diesem Paar, genannt »meine Eltern«, überzuschwappen und ins Leben zu fließen. Und nicht der blinde Zufall. Ich soll meine Eltern buchstäblich beeinflusst haben, noch lange bevor sie mich konditionierten?

Diese Umkehrung, oder diese Art von Infragestellung des vermeintlich Selbstverständlichen, gefiel mir sehr. Einfach, weil mir damals gar nichts selbstverständlich vorkam. Schon gar nicht das, was als felsenfest gesichert galt. Zum Beispiel, dass das Morgen auf das Heute folgt. Also war es – sich die Dinge und Verhältnisse anders zu vergegenwärtigen – doch genauso wahr, unwahr, offen.

Von einem orthodox auf- und abgeklärt-wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, ist es natürlich völliger Humbug, zu behaupten, ich hätte mir im zeitlosen Seelenreich meine Eltern ausgesucht. Die verbürgte, offizielle Version meiner Eltern ist ja auch die, dass ich, wie auch meine große Schwester, ein Unfall war, ein diesseitiger Ausrutscher, kein jenseitiger Überschwapper. Aber eben, ist es nicht auch unabhängig von wahr oder unwahr, ein sehr interessanter Gedanke?

Denn so oder so – ob ich nun von zwei sich innig Liebenden, oder von zwei sich nur oberflächlich Benutzenden abstamme – um es schwarz-weiß herunterzubrechen – zu denken, ich hätte da ein Quäntchen mitzureden gehabt, macht mich doch in jedem Fall freier, weil es mir die Verantwortung von Anfang an mitgibt. Das heißt, ich kann mit Ja oder Nein darauf antworten und mir selber zusammenreimen, weshalb ausgerechnet diese beiden meine Eltern geworden sind. Die Szene sagt ja nicht, dass ich das psychologische Resultat meiner Eltern bin, sozusagen deren charakterliches Amalgam, sondern, dass sie für mich nur eine Art kultureller Durchlauferhitzer sein wollten, um mein Leben von ihnen inspiriert, schultern zu können. Was sie, wie wir heute aus der Genetik und Neurologie wissen, ja auch tatsächlich sind. Annehmen muss ich es sowieso, will ich versuchen, die Urverbundenheit dieses gegenseitigen Einfließens verstehen zu lernen.

Wie ganz anders es sich jetzt anfühlte und wie selbsterklärend manche meiner Marotten plötzlich waren, seit ich meine Mutter und meinen Vater „machte“, noch ehe ich aus ihnen entstand.

Das setzte allerdings die andere geheimnisvolle Annahme voraus, dass durch früheres Handeln unser gegenwärtiges Schicksal bedingt sei, also die Idee des Karmas, der Seelenwanderung und der Wiedergeburten. Mit Wiedergeburt hatte Giacometti, als wohl einer der Prototypen des

Existentialismus, mit ziemlicher Sicherheit nichts am Hut... wobei mir seine grob-zart modellierten Figuren, in ihrem drahtigen So-Sein oft so vorkamen... wie Wesen auf Übergängen zwischen dem Geistigen und dem Stofflichen, selber erst eben herüber ins Sein getaucht.

In ein solches drahtiges Wesen verwandelte ich mich jetzt selber, nur in die andere Richtung, rasant, kaum war die Diagnose einmal erstellt, und begann ich mit den Therapiezyklen: sechs ungeheure, so aggressive wie effektive, high-tech-pharmazeutische Hammerzyklen vor der Stammzelltransplantation, weitere vier halbe Dosen danach. Ich spürte von Anfang an, ohne es während des gesamten Prozedere je wieder infrage zu stellen, dass diese Art von Behandlung meine einzige Chance war, da lebend wieder herauszukommen. Ich sagte zum zweiten Mal Ja und ließ es hier in Italien, wo man es auch erkannt und benannt hatte, geschehen.

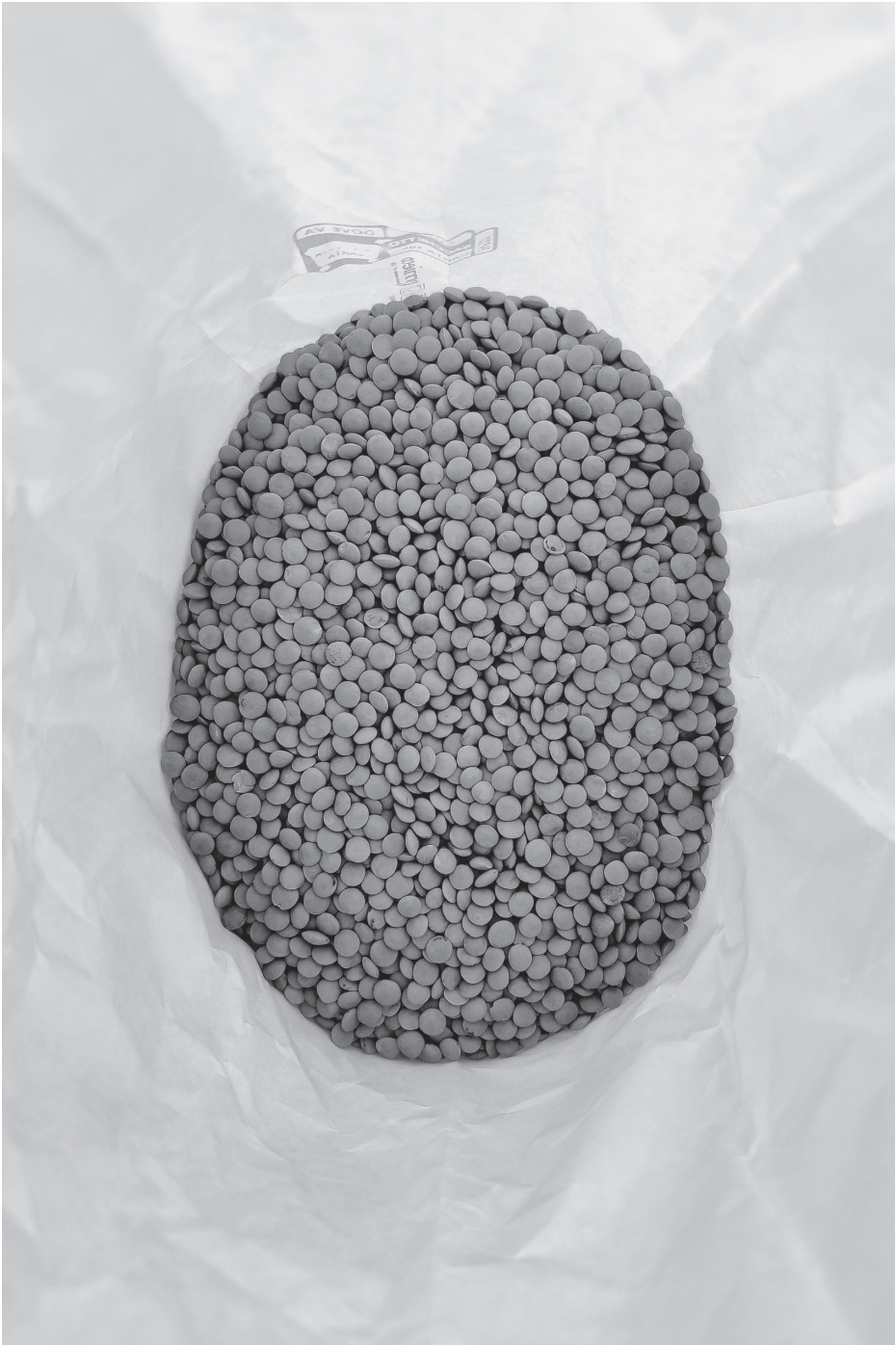
*In diesem Text gibt es keine Quellangaben, wie es auch nur eine einzige Fußnote gibt: diese.

Alle diese Aufsätze sind Reflexionen, und je nackter sie als solche dastehen, umso besser. Tatsächlich herbeigeschrieben sind sie dann, wenn sie von den letzten drei Jahren erzählen, Älteres und Ferneres mag verschwimmen.

Es geht um Tumor und Kunst, deren Freundschaft untereinander und mit mir. Eine durch und durch subjektive Dreieinigkeit – wie mich beides hatte, teils hat, und wie es Teil meiner Erinnerungen wurde und ist.

Das kann auch bedeuten, dass ich beim Gedächtnisfischen in meiner Vorzeit, gar nicht sicher bin, ob es sich wirklich so zutrug, oder ob es wirklich so in einem Buche stand. Ja, es kann sogar sein, dass ich es komplett erfand oder nur träumte. Ich weiß es oft nicht mit Sicherheit, wie ich, kaum habe ich begonnen darüber nachzudenken, eigentlich überhaupt nichts mit Sicherheit weiß.

Außer: Ich bin. Das kann ich beteuern.



Und

Mann, warum hast du so ein riesiges Auto?,

fragte ich vor Jahren meinen Freund. Wir trafen uns zum Essen, oberhalb in den Hügeln über der Stadt, in einem kleinen Bauerndorf.

Dass mein dickes Ego besser darin Platz hat!,

bekam ich, inklusive eines routinierten, aufgesetzten Grinsens, zurück.

Ja, das Ego ist ein dicker Hund im Panzerwagen. Es muss, kaum hat sich seine Idee, ein Selbstzweck zu sein, erst einmal festgesetzt, andauernd umherfahren, um die Welt seiner Guten aufzugabeln und die der anderen platt zu walzen.

Ich spreche vom Ego, dem abgekapselten Chef. Jener, der seine Identität aus konstruierter Überlegenheit bezieht. Er ernährt sich von der Abgrenzung zu, und dem Urteil über Andere. Anders kann er als solches aufgeblasenes Tier gar nicht überleben.

Meinem Freund so etwas, in der Hoffnung, es entstünde ein schöner Streit über der Frage was *Ich* ist, zu sagen, war wenig aussichtsreich. Wir wollten Mittagessen, nicht Perlen an Säue verfüttern. Aber, Moment-Moment, jetzt diese berühmte Perlensaumetapher zu bemühen, ist das nicht auch wieder nur ein typisch *egoisches* sich aufplustern, also ein plumpes Reagieren? Kommt darauf an.

Nun, da mich das Leben zu einem ausgedehnten Tumorurlaub eingeladen hatte, eröffnete sich mir ein Zeitfenster, so sperrangelweit, nur um in einem völlig offengelassenen, zumeist sehr stillen Jetzt zu münden, das vorschlug, mir die Fragen rund um diese eigenartige Ich-und-die-Welt-Welt, näher anzusehen.

Warum eigenartig, das bin doch einfach nur ich, bekomme ich postwendend vom Ego zu hören, kaum habe ich diese Worte in die Tastatur getippt. Wer bekommt hier bitte von wem etwas zu hören?

Ich sitze im Wartezimmer des Stadtsitals *Vito Fazzi* in Lecce, fünfter Stock, Hämatologie und Onkologie, heute ist Kontrolltag.

Meine autologe Stammzelltransplantation liegt unterdessen schon viele Monate zurück... *autolog*, weil die Struktur des Myelom erlaubt hatte, sich meiner eigenen Stammzellen zu bedienen, um die gesamte

Blutproduktion und also auch mein Immunsystem von Grund auf zu erneuern.

Ich liebe dieses Wartezimmer. Es hat mir auch geholfen, eher zu sein, denn zu warten. Oder zu werden.

Warten und werden muss man in der Zeit, sein ist nur in der Gegenwart möglich. Warten heißt denken. Wie etwa *ich bin krank, ich will gesund werden*. Dieses Denken kapselt mich ins Ego ab. Ich vergesse dabei völlig, dass ich nie nur das eine oder nur das andere, sondern immer beides und noch viel mehr bin. Das Sein hingegen verbindet mich mit allem und allen.

Dieses Zimmer verbreitet keinen Schrecken, sondern eine Art von Stille, in der sich ein Jetzt aus allen unseren, nur graduell verschiedenen Tumorherausforderungen verwebt. Es müsste eigentlich Daseinszimmer heißen.

Umso erstaunlicher ist es, dass hier ja sehr wohl alle warten – und wie! Kaum sind unsere Blutproben genommen und weitere Werte ermittelt, heißt es abwarten bis die Endresultate aus dem Labor eintreffen. Das kann bis zu fünf Stunden dauern. Irgendwann ertönt dann dein Name über die krächzende Sprechanlage und du wirst von deinem behandelnden Spezialisten zum Gespräch gerufen.

Aber wir erwarten eher, als dass wir nur warten – hoffnungsvolles Erwarten, banges Erwarten, gelassenes Erwarten. Und doch scheint es gerade hier weniger möglich, sich in diesen Erwartungen, also im Strom der Zeit des Egos, zu verlieren, weil der Rahmen – dieser Raum in seinem multionkologischen Kontext – eine Art von zauberhaftem Solidaritätstrost verströmt.

Während ich jetzt schreibe – ich sitze auf einer langen, weinroten Eckbank an der Wand, zwei Sitzinseln in der Raummitte, auf einer ca. dreizehn x sechs Meter großen Fläche – sind genau 30 Personen anwesend. Ich lausche einem bunten, fein gewobenem Netz verschiedenster Stimmen. Erstaunlich ruhige Stimmen. Unaufgeregte, langsame, aufmerksame, mit klaren Pausen zwischen den Klängen. Obwohl es, höre ich nur oberflächlich hin, eine einzige, typisch süditalienische Tratschminestrone ist, kann ich bei genauerem Hineinhören Qualitäten wahrnehmen

– Geduld, Demut, Anteilnahme. Wärmemerkmale.

Später würde ich dann zuhause zu Francesca sagen:

Wäre nur eine Kunstvernissage, die ich je besucht habe, auch nur annähernd in eine solche Stimmung getaucht gewesen, wie es dieses Wartezimmer ist, ich hätte mich auf jede nächste in der Hoffnung gefreut, sie würde sich so ähnlich wieder ereignen.

Was die Qualität der Gegenwart dieses Raumes ausmacht, die alle in ihrer seltsam quirligen Stille zu umarmen, und in der es nur um das Wesentliche zu gehen scheint, obgleich die meisten hier doch auch nur plaudern, tratschen, das nenne ich *postegoisch*. Du bist entweder präsent oder du bist Ego.

In diesem Raum muss niemand niemanden mehr klein (krank) machen, um sich groß (gesund) fühlen zu können. Sein ist alles. Und genau dieses Sein mit allen anderen, genau hier zu sein, ist so muterfrischend, weil es uns ins Jetzt hereinzieht: in den einzigen Ort, in dem unser Leben stattfindet. Und es wirkt augenblicklich wider aller Angst und Kummer, welche ja – wie das Ego – auch nur in der Zeit existieren können.

Ja, es schien, als schüfe dieser ganz speziell-existenzielle, gemeinsame Raum selbstredend eine Atmosphäre, in der sich unsere physischen und psychischen Schmerzen in einer verfeinerten Fähigkeit des Mitgefühls begegnen und sich wie von selbst besänftigen können.

So einfach. Ein Ego ist nie einfach, es ist immer, sozusagen zweifach. Ich *und* mein Leben – mein Gestern, mein Heute und mein Morgen – zusammen sind wir wer.

Aber hier sind wir *wir*, nicht wer.

Vor einem Jahr, als ich schon beinahe zwanzig Kilo weniger wog und mich hier noch jede Woche zur Vorbehandlung und Kontrolle blicken lassen musste, sprach mich eines Morgens eine alte Dame an, die ich nie zuvor bewusst wahrgenommen hatte:

Oh! Du siehst heute schon viel besser aus, das freut mich jetzt aber sehr! Als ich dich das letzte Mal sah, machtest du mir noch richtig Sorgen.

So etwas hier zu hören, ist pure Medizin. Es tut im Nu gut.

Ich vermisse meine Freundin, die alte Dame mit den sorgfältig gedreh-

ten und gesteckten, weißen Zwiebelturmhaaren. Jedes Mal, wenn ich zurückkehren muss, schaue ich als Erstes in die Runde und suche ihre freundlichen Augen. Nachdem wir uns damals vorgestellt hatten, und uns natürlich auch gleich erzählen mussten, weshalb wir hier sind – sie Brust, ich Blut –, nahmen wir danach sogar gemeinsam das *Tondo-Car*, das Tumortaxi, welches Füllen wie uns für alle therapeutischen Transporte umsonst zur Verfügung gestellt wurde. Wir hatten herausgefunden, dass wir unweit voneinander am südöstlichen Altstadtrand von Lecce wohnen.

Diese Frau, sicher schon irgendwo bei Mitte 80, war so bezaubernd. Sie hatte etwas Weises, Leises, aber auch etwas Schelmisches, Mädchenhaftes – das, was ich eben, sehr technisch, *postegoisch* nannte... dieses Offene, Präsent, Lauschende, welches sein Selbstbild von der Verbindung mit einem und vielem und allem bezieht – wo Selbst- und Weltbild nicht mehr zweierlei sind.

Dieses Ich, sein Selbstverständnis, und diese Kultur, es am Funktionieren zu halten, um es für dich und die anderen glaubwürdig erscheinen zu lassen, macht es zu einem Objekt seiner eigenen Ansprüche.

So kann es nie einfach nur sein. Subjekt. Jetzt.

Aufmerksam. Spontan. Präsent. Weil es immer werden muss. Nach vorne in die Zeit getrieben zu größer, besser, schöner, klüger, reicher, stärker, wird es so psychologisch ständig aufgerieben, und verliert das einzig relevante seiner Existenz: seine einmalige, subjektive Gegenwart. Die ja ohne dem anderen/der anderen überhaupt keinen Sinn macht, ja unmöglich ist.

In meinem Fall der plasmazellulären Verklumpung, die mir jetzt den ganzen Organismus durcheinanderwirbelte, halfen die letzten Jahrzehnte sicher auch kräftig dabei mit, mich in diese Herausforderung, in dieses Wartezimmer zu befördern. Aber sie hatten auch Bilder und Lösungen gespeichert, die mich inspirieren, unterhalten und trösten konnten. Und diese kamen interessanterweise ans Licht der Erinnerung, nicht der Stress. Die *Lösung*, nicht das *Problem*.

Mir kam es seit den ersten Wochen, als ich nur kurz wieder nach Hause